

Nicht nur notorische Kulturpessimisten, sondern immer häufiger auch nüchterne Beobachter unserer Zeit zeichnen ein zunehmend düsteres Bild unserer Zukunft. Es braucht auch nicht viel Phantasie, um Entwicklungen, wie wir sie heute in vielen Bereichen erleben, in die Zukunft hinein zu verlängern: die ungebremste Beschleunigung des Klimawandels; die brisanten Dimensionen der Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten, politische Strömungen in immer mehr Ländern, auch im unseren, die deutlich faschistische Tendenzen aufweisen... Das alles stimmt nicht gerade optimistisch. Pessimismus, Angst und Depression auf der einen Seite bis hin zu einer totalen Verdrängung und Verharmlosung auf der anderen Seite prägen weithin die Stimmung unserer Tage.

Als Christen bleiben wir von all dem nicht verschont. Aber müsste denn unsere Zukunft nicht eine ganz andere sein? Müssten nicht Hoffnung und Zuversicht Merkmale gerade von uns Christen sein? Nur zu oft erleben auch wir, dass es einer solch spezifisch christlichen Zukunftsperspektive an Kraft fehlt, um sich der Entwicklung unserer Zeit entgegenstemmen zu können. Doch woran liegt das?

Die erste Lesung, die wie vorher gehört haben, könnte uns auf der Suche nach einer Antwort ein wenig weiterhelfen. Sie handelt von den Israeliten, die nach Jahrzehnten der Gefangenschaft aus ihrem Exil in Babylon zurückkehren durften. Sie stehen vor einem völlig neuen Anfang, der sich aber als äußerst schwierig erweist. Zu lange waren sie von zuhause weg; viele, die in Babylon geboren wurden, kennen die Heimat nur vom Hörensagen. Die Folgen einer so langen Zeit als Gefangene und Sklaven kann man nicht so einfach wegstecken.

In dieser Situation macht der Verfasser dieser Lesung etwas Merkwürdiges: Er malt nämlich kein hoffnungsvolles Bild einer rosigen Zukunft, wie man es vielleicht erwarten würde. Stattdessen macht er genau das Gegenteil: Er erzählt Vergangenheit, er ruft ganz bewusst all die Ereignisse in Erinnerung, die letztendlich zu der Katastrophe des babylonischen Exils geführt haben.

Und das ist nicht nur schmerzhaft, sondern vor allem äußerst riskant. Denn darüber wird sich so mancher Zeitgenosse damals geärgert haben: Lasst doch diese alten Geschichten endlich ruhen, das ist Vergangenheit, vorbei, daran können wir jetzt auch nichts mehr ändern; wir fangen ja jetzt neu an, und dabei hilft uns der Ballast der Vergangenheit herzlich wenig.

Doch der Verfasser der Chronik lässt sich davon nicht abhalten. Er greift diese alten, tragischen Ereignisse auf, die damals zu der Katastrophe geführt haben. Aber er schildert sie nicht einfach chronologisch, er macht etwas anderes: Er setzt sie nämlich ganz gezielt in Beziehung zu Gott. Er schildert diese unrühmliche Vergangenheit als eine Geschichte gegen Gott.

Interessant ist dabei, an welchen Beispielen der Chronist dies festmacht: Sie „entweihten das Haus, das der Herr in Jerusalem zu seinem Heiligtum gemacht hatte.“ (V 14c) So heißt es hier. Sie kannten keinerlei Respekt mehr vor dem Heiligen. Gerade im Umgang mit dem Tempel wurde sehr anschaulich sichtbar, wie weit die Achtung vor Gott inzwischen verschwunden war.

Das hatte natürlich Auswirkungen auf das soziale Gefüge, auf den Bund mit Gott. Und gleichsam stellvertretend für die ganzen „Zehn Gebote“ greift er eines, nämlich das Sabbatgebot heraus, und damit interessanterweise genau das Gebot, das eigentlich am einfachsten zu halten ist, wenn man nur wirklich will, und deshalb sehr präzise Auskunft geben kann über die tatsächliche Bundestreue: „Da ging das Wort in Erfüllung, das der Herr durch den Mund Jeremias verkündet hatte. Das Land bekam seine Sabbate ersetzt, es lag brach während der ganzen Zeit der Verwüstung, bis 70 Jahre voll waren.“ (V 21)

Durch diese besondere Sichtweise des Chronisten verlieren die vergangenen Ereignisse jetzt deutlich ihre Schicksalshaftigkeit. Die Vergangenheit ist eben keine Aneinanderreihung von Zufällen, von unglücklichen Umständen. Nein, die Zerstörung Jerusalems, die Gefangenschaft in Babylon wird jetzt zu einer logischen, fast zwangsläufigen Folge davon, dass Israel sich von seinem Gott abgewandt und den Bund immer mehr vernachlässigt und gebrochen hat.

Diese Erinnerung tut weh. Aber genau dadurch passiert jetzt noch etwas anderes: Wenn nämlich die Vergangenheit nicht einfach blindes Schicksal war, dann ist es auch die Zukunft nicht. Das Volk hat es selber in der Hand, seine Zukunft zu gestalten – nämlich mit, oder eben gegen Gott. Genau das verändert die Situation der Israeliten jetzt grundlegend.

Wenn der Chronist hier die Sorge um die Zukunft zu einer Frage nach der Vergangenheit macht, dann gilt das bis heute unverändert. Wir können unsere Vergangenheit, die unseres Volkes, aber viel mehr noch unsere ureigenste, ganz persönliche Vergangenheit auch betrachten als eine Aneinanderreihung von glücklichen und unglücklichen Zufällen. Wir können aber auch einmal – genau wie der Verfasser der ersten Lesung – unsere eigene Vergangenheit ganz gezielt in Beziehung setzen zu Gott, sie auch einmal als eine Geschichte mit oder manchmal eben auch ohne und gegen ihn verstehen. Eine solche Sicht fällt nicht ganz leicht. Denn manches, was wir bisher ganz beruhigend als blindes Schicksal etikettieren und damit beiseite legen konnten, das kommt uns nun auf einmal in Gestalt von konkreter Schuld und Sünde entgegen.

Doch im selben Moment, indem wir den Mut aufbringen zu einer solchen Sicht der Vergangenheit, bekommt jetzt plötzlich auch unsere Zukunft Farbe und Kraft. Die Probleme sind damit noch lange nicht gelöst. Aber jetzt wächst Zuversicht und Mut. Denn jetzt wird sichtbar: Mit ihm zusammen haben wir tatsächlich eine reelle Chance.